

# SIMPLICISSIMUS

Abonnement vierteljährlich 1 Mk. 25 Pfg.

Illustrierte Wochenschrift

Post-Zeitungsvertrag: 5. Nachtrag Nr. 6496 a.

(Alle Rechte vorbehalten)

## Ein kleines Mißverständnis

(Zeichnung von E. Thöni)



Henrichs & Co.

17

Er: „Ja, wenn wir uns nun heiraten, Elia, und dann die Kinder kommen, werden wir uns recht sparjam einrichten müssen. Na, sei nur nicht traurig, Mäuschen, für's Erste wird's reichen.“ — Sie: „Ach, und für's zweite und dritte wohl auch noch.“



M. G.

BR. PAUL

Der Siegfühler war ein sehr dicker Mann, und seine Frau das reine Gegenteil: mager wie eine Elle. Sie jammerte fortwährend darüber, daß ihr Mann immer dicker wurde und quälte ihn, er solle nicht soviel essen und vor allen Dingen kein Bier trinken. Auch die Freunde des Hauses hatte Frau Siegfühler überredet, ihrem Manne wieder und wieder ein mäßiges Leben anzuraten. Endlich wurde das dem Siegfühler zu bunt, und er erdachte eine neue Theorie, die all diesem Gerede ein Ende machte.

Eines Abends, als er mit seiner mageren Frau

und den dünneren Freunden gemütlich besaßen saß und sie ihn wieder quälten, er solle nicht soviel Bier trinken, nel er ihnen ins Wort:

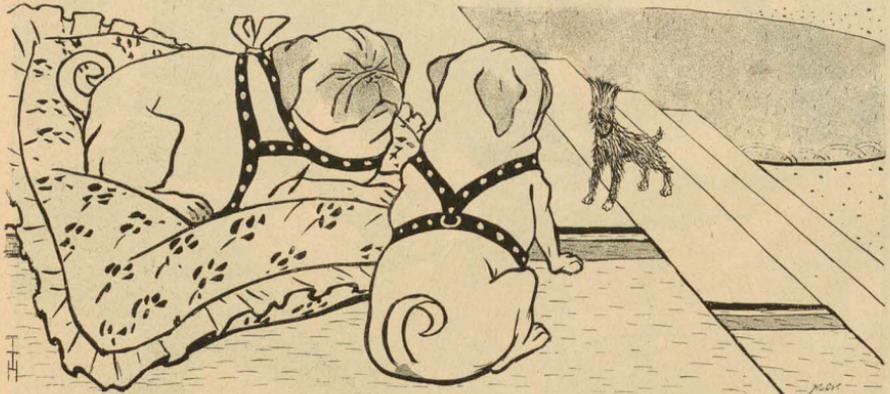
„Kinder, hört doch auf. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß ihr alle genau soviel isst und trinkt, wie ich. Ich werde aber dick und ihr bleibt dünn. Woher das kommt, will ich euch erklären. Es ist mit dem fett wie mit der Sünde. Es muß da fein auf der Welt, aber einige wenige müssen es für die anderen tragen. Von der Sünde hat der liebe Gott seinen Sohn eine gute Portion auf sich nehmen lassen, um die anderen davon

zu erlösen. So sind wir dicken die ansernhäutigen Gottesfinder, die das fett für euch magere tragen helfen. Wir, die wir von Gott mit Gutmütigkeit und einem jovialen Herzen ausgestattet sind, stehen also dem Himmel näher, weil wir schon hier auf Erden das fett für unsere Mitbrüder und Schweftern herumschleppen müssen. Deshalb werde ich von nun an, wenn meine dünne Frau zu mir sagt: „fett, du wirst zu dick“, ihr mit Recht antworten können: „Das ist dein fett, Hamme.“

B. B.

Disputation

(Zeichnung von Ch. Th. Heier)



Die Erbsenz des Menschen bezweifle ich ja gar nicht. Aber an seine Mäßigkeit und Gerechtigkeit kann ich nicht glauben, wenn ich bedenke, daß ich ebensoviele Steuern zahlen muß wie ihr.“

# Ein Ereignis

von Anton Tischkopf

Autorigierte Übersetzung von Wladimir Guminow

Es ist Morgen. Durch die Klappen auf dem Fenster-  
schelmen fällt das helle Sonnenlicht in die Kinderstube.

Banja, ein etwa sechsjähriges Knabe, kragt ge-  
wöhnlich mit einer Kugel und einem kleineren Stein,  
ein nützliches Beschäftigungsmittel für den kleinen  
Wilden, erwachen und schauen sich durch die Gitter ihrer  
Wunden über an. „Ja, schreit ihr euch denn nicht?“ brummt  
die Wärterin, „alle braunen Leute haben ihre Zähne  
und die Hände immer noch mit den Nägeln versehen.“  
Die Sonnenstrahlen tanzen leiser auf dem Teppich,  
den Wänden und dem Stühle der Wärterin, als läßen sie  
sich, mit ihnen zu spielen. Aber die Kinder bemerken  
das nicht; sie sind heute außer Raum beim Heulen.  
Nina wirft die Arme auf, macht ein lautes Gekrei und  
hängt an die Rippen: „Woher — e! Mari! Die e!“

Banja sieht die Sterne fröhlich und grübelt, ob er  
nicht einander einen Grund zum Denken finden könnte; er  
blinzelt ihnen mit den Augen und öffnet den Mund, in  
diesem Augenblicke schallt aus dem Gaton die Stimme der  
Wärterin: „Was nicht vergehen wird, der Kugel Mühe zu  
geben! Sie hat jetzt keine...“

Banja und Nina machen lange Gesichter und sehen  
einander lustlos an, dann schreien sie beide zugleich  
auf, bringen aus den Betten und laufen mit lautem  
Geschrei nach dem Herannahen der Wärterin.  
„Die Kugel hat Kinder!“ rufen sie. — „Die Kugel hat Kinder!“

In der Küche steht unter der Wand die kleine Kiste,  
in der Ströben und die Kugeln für den Samen sind  
aufbewahrt, die dem kleinen Mädchen die Kugel  
heraus. Ihr graues Fräulein drückt die äußerste Er-  
wünschung aus. Die grünen Augen mit dem dunklen Ge-  
schwulst blinzeln regnerisch und sentimental. „Was nicht  
ist ein, daß zur Vollständigkeit der Kugel...“  
„Er“ heißt der Vater ihrer Kinder, dem sie so räthelhaft  
ergeben ist. Sie verdirbt zu mühen, öffnet das Wand  
loch, aber aus der Kiste kommt nur ein kleiner Ton...  
Wahr! das das Gaton hat den Jungen...“

Die Kinder blicken sich vor die Kiste und beobachtet  
die Kugel, ohne sich zu rühren, mit angelegtem Aem.  
Sie sind erregt und überflüssig und hören nicht, wie  
die Wärterin, die im kleinen Mädchen die Kugel  
ausbeut, ihnen die höchste, aufschreiende Freude.

„Du, wie klein sie sind!“ sagt Nina, macht große Augen  
und lacht sich auf. „Sie leben ja wie die Wäuschen am!“  
„Was, das, was, der...“ als Antwort. „Zwei Kugeln!  
Nico für mich eins, für dich eins und noch für jemand eins.“

„Werr...“ macht die Wärterin, er  
schmeißt durch die Wandung, die sie findet. „Werr...“  
sagt die Kinder, sich die Kugeln und die Kugel  
gehoben haben, holen sie sie aus der Kiste heraus  
und brühen sie in den Händen herum. Dann legen sie sie  
in den Schoß ihrer Mütterchen und laufen so in die Zimmer.  
Die Mutter gibt im Gaton mit einem kleinen Stein.  
Nico für die Kinder erblüht, unangenehm, unangenehm,  
mit aufgehobenen Händen, wird sie verlangen und macht ihre  
Augen. „Dollt ihr noch...“ ruff sie, „schreit ihr euch nicht!“

Wacht, das ihr wegkommt, sonst nicht die Kugel  
ist. Aber die Kinder achten mehr auf die Strahlungen  
der Mutter, noch auf die Gegenwart des fremden Herrn.  
Sie legen die Kugeln auf den Teppich und beginnen ein  
überzeugendes Geschrei. „Wo ist herum freudig die  
Wärterin, häufig ruft sie, die Kugel, die Kugel, die Kugel  
in ihre Stube gebracht und angeheißt werden, während  
des Morgengebets und während sie ihren Zeh trinken,  
sieht sie die ganze Zeit über noch feurigen Wünsche be-  
friedigt, endlich einmal ihre postulierten Beschäftigungen ab-  
zurufen und wieder in die Küche zu laufen.“

Die gewöhnlichen Beschäftigungen und Spiele werden  
vergeben. Die Kugeln werden dabei für die Erziehung auf  
den Tisch alles und treten auf den Tisch, während des Tages-  
zeitigkeit und ein Ereignis. Wenn nun Banja aber  
Nina für jedes Kugelchen einen Zentner Bonbons oder  
tausend Weichschokolade geboten hätte, so hätten sie diesen  
Zentner ohne jedes Zögern abgenommen. Die Kugeln sind  
süß, ungeachtet der energielosen Brotkruste von Nähn  
und Wärterin, in der Stube vor der Kiste und machen  
sich mit den kleinen Kugeln zu thun. Ihre Gesichter  
sind erregt, müdig und sorglos. Die Wärterin achtet nicht  
auf die Gegenwart, sondern auch die Zukunft der  
Kinder. Schließlich entscheiden sie, ein Junges soll zu  
diesem bei der alten Kugel bleiben, um seine Mutter zu  
trösten, das zweite soll in die Sommerstube hinüber  
kommen und das dritte soll im Keller wohnen, wo es so  
viele Natten gibt. „Aber warum sehen sie nicht?“ ruubelt  
die Nina, „die Kugeln sind ja blind, wie bei den Bettlern.“

Auch Banja bemerkt dieser Umstand. Es unter-  
nimmt er, einen Kugeln die Kugeln zu öffnen, schneut  
und pustet lange, aber seine Expiration bleibt erfolglos.  
Nicht wenig beunruhigt ist auch, daß die Kugeln sich  
beständig bewegen, das angenehme Spiel und die Mühe zu  
nehmen... Alles, was man von ihrer Schatzkammer  
einsteigt, wird von der grauen Mama aufgetrieben.

„Aber doch, wollen wir den Kugeln dankbar bauen.“  
sagt Banja vor, „sie müssen jedes ein eigenes Haus  
haben und die Kugel muß zu ihnen zu Hause kommen.“

In den Gden der Küche werden alle Duftstoffe  
aufgehellt und die Kugeln dort einquartiert. Aber diese  
Anweisung der Familie erreicht sich nicht vertrieht. Die  
Kugel ist immer noch beschützt, ferngehalten und un-  
wichtigen Weichschokolade, von einer Schachtel zur andern  
und trägt ihre Kinder wieder an die alte Stelle zurück.  
„Die Kugel ist ihre Mutter“, bemerkt Nina, aber mer-  
kt die Mutter: „Ja, wer ist die Mutter?“ wiederholt Nina.

„Eine einen Vater können sie nicht haben.“  
Banja und Nina beraten lange, wer der Vater der  
Kugeln sein soll und schließlich fällt ihre Wahl auf ein  
großes, dunkelrotes Pferd, mit ausgebreiteten Schwanz,  
welches in der Kammer unter der Zierpfele sonst anderen  
Spiegelglasarbeiten sein Dasein fristet. Es wird aus der  
Kammer gezogen und neben der Kiste aufgestellt.

„Dollt ihr...“ wird ihm befohlen, „hier bleibt du  
sitzen und warte auf, daß sie artig sind.“  
Als geschieht in der ersten Reihe und mit dem  
Ausbruch der größten Begeisterung. Außer der Kiste mit  
den Kugeln jagen wollen Banja und Nina keine andere  
Stell mehr kennen. Ihre Freude weiß keine Grenzen.  
Aber auch schwere, qualvolle Augenblicke müssen durchlebt  
werden. Kurz vor dem Mittag gibt Banja im Kabinett des  
Vaters und sieht aufmerksam auf den Tisch. Neben der  
Kugel, auf dem Strohballen, trabt ein Kugeln.  
Banja beobachtet seine Bewegungen und läßt es bald  
mit der Wäucher, bald mit einem Hühnerhals...  
Etwas, wie aus dem Boden gewachsen, steht neben dem  
Tisch der Mutter. „Was ist denn das?“ hat Banja seine  
erregte Stimme. „Das... das ist ein Kugeln, Papa...“

„Ich werde dir ein Kugeln zeigen! Sieht du, was zu  
unartiger Zunge gemacht hat! Du hast ja all mein Papier  
verdorben!“ Zum großen Entsetzen Banja teilt Papa  
daraufhin nicht seine Sympathien für die Kugeln. Anstatt sich  
zu freuen und in Entzücken zu geraten, sieht er Banja am  
Ahr und ruff: „Nimm! schau! dieses Ungelügel weg.“  
Nico! weg vom Tisch!“ ruff ärgerlich der Vater.  
des zweiten Geschwens nehmen die Spielenden plötzlich ein  
Gescheule und nach näherer Untersuchung findet man  
unter Ninas Schwanz ein junges Kugeln.

„Nico! weg vom Tisch!“ ruff ärgerlich der Vater.  
„Das Kugeln werden die Kugeln ins Wasser geworfen.  
Dah ist dieses Ungelügel nicht mehr im Hause!“

Banja und Nina sind sehr vor Schreck. Ganz ab-  
gesehen von seiner Schwere drückt der Tod im Wasser  
die Kugel und das höhere Pferd ihrer Kinder zu be-  
trauen und alle Sinne für die Zukunft zu verlieren, jene  
verrückte Mutter, mo die eine Kugel ihre alte Mutter  
wären, die andere in der Sommerstube leben und die  
dritte im feinen Natten fangen soll.

Die Kinder beginnen zu weinen und um Gnade für  
die Kugeln zu bitten. Der Vater willigt ein, aber nur  
unter der Bedingung, daß die Kinder nicht mehr in die  
Küche gehen und keine Kugel mehr rühren.

Auch dem Herrn treiben sich Banja und Nina in  
allen Zimmern herum und vergehen vor Schlaftrübe.

Verbot, in die Küche zu gehen, bringt sie leider zur Ver-  
zweiflung. Sie wollen nicht einmal Süßigkeiten haben  
und eigenigentlich unartig gegen die Mutter.

Nico am Abend Entset Peter kommt, gießen sie ihn bei  
Seite und besorgen sich hinter über den Vater, der die Kugeln  
ins Wasser werfen will. „Dollt Peter“, bitten sie, „lache  
Mama, sie soll die Kugeln in die Stube bringen. Sag's  
ihm.“ „Schon, schon!“ weicht sich Entset Peter, „schon gut!“

Entset Peter kommt gewöhnlich nicht allein. Mit ihm  
erscheint Nera, eine große blaßblau Dage mit hängenden  
Haaren und einem Schwanz, so hart wie ein Stiel. Dieser  
Duch ist schwächling, finstler und wohl Selbstverweilung  
und Stille. Den Kindern scheint er nicht die geringste  
Bedeutung, und wenn er an ihnen vorbeikommt, schließt er  
mit dem Schwanz auf sie los, als wären sie Thiere.  
Die Kinder hoffen sich von ganzer Seele, aber dieses Mal  
beginnen sie ihren Widerwillen und lassen sich von ge-  
wissen partikulären Erwägungen bestimmen.

„Dollt du aus, Nina?“ sagt Banja und wirft die  
Augen weit auf, „wollen wir doch lieber statt des Pferdes  
den Nero Vater sein lassen! Das Pferd ist doch tot und  
bei dir ganz lebendig!“

Den ganzen Abend erörtern sie die Zeit, wo Papa  
sich an den Kartentisch legen wird und man Nero im-  
bemerkt in die Küche bringen kann... Jetzt endlich geht  
Papa zum Spiel, Mama macht sich an der Zier-  
maschine zu schaffen und gießt nicht Acht auf die Kinder...  
Der Augenblick ist günstig...

„Wollen wir gehen?“ flüstert Banja der Schwester zu.  
Aber in diesem Moment kommt Ströben herein und  
nebelt lachend: „Unblühe Abram, der Nero hat die kleinen  
Kugeln aufgetrieben!“ Nina und Banja erbleiden und  
sehen Ströben erschrecken an.

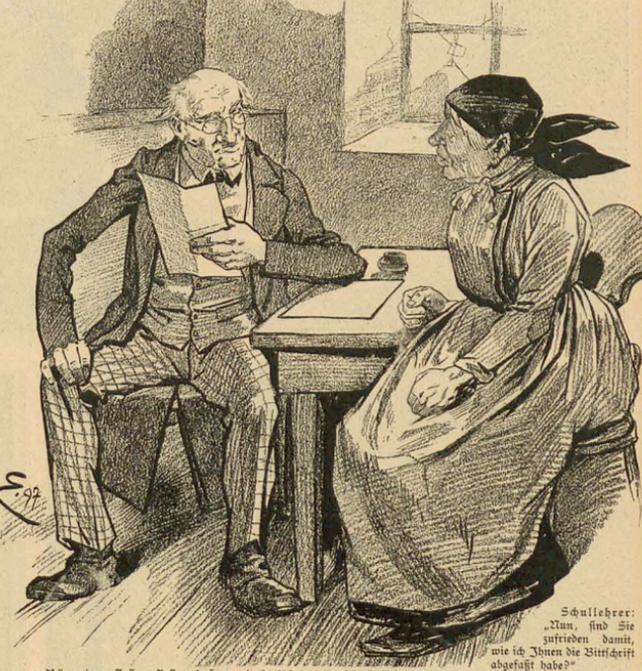
„Nanoll!“ lacht der Vater, er ging an die Kiste und  
traß sie auf. „Die Kinder glauben, doch jetzt alle Leute, weil  
in diese Zeit, in Aufregung geraten und sich auf den Boden  
wicht Nero hängen werden. Aber die Leute haben ganz  
ruhig auf ihren Stühlen und mantern sich über dem  
Auffuß des großen Dumbes. Papa und Mama fangen...  
Nero geht aus dem Tisch, nebelt mit dem Schwanz und  
läßt sich schließlich das Wand.“

Inständig ist nur die Frage: Mit größtem Schwange  
geht sie in dem Zimmer umher, schaut misstrauisch die  
Wänden an und miamt neugierig.

„Kinder, es ist schon neun! Schloßengel!“ ruff  
Mama. Banja und Nina legen sich zu Bett, weinen und  
denken noch lange an die freigelegte Kugel und an den  
granulosem frechen und unbetrübten Nero...

## Die gute Bittschrift

(Erzählung von J. J. Engl)



Schullehrer:  
„Lina, sind Sie  
zufrieden damit,  
wie ich Ihnen die Bittschrift  
abgefaßt habe?“

Bauerin: „Jessa, Jessa, daß es mir so schickig geht, daß hab' i noch garnet g'mußt.“



Heut ist's ein Jahr, daß wir ein Pärchen sind:  
Früh gab es süße Thränen meines Weibchens,  
Ich hör' ihr leises Schlürzen, Schlummer beuchelt,  
Da ich im Bette träumte; leise kam  
Mein Süßes, Süßes an mein Bett geschlichen  
Und ihre Hüfte, noch in Thränen schwimmen  
Küßte ich auf meinem Antlit' selig ruhn.  
Nun gab es Küsse, ungezählt und heiß,  
Liebeslungen und tausend Neckereien.

Dann sahen wir am kraußgeschmückten Tisch  
Beim frohen Frühstück: sie im Sommerkleid  
— Es ist ein ganzer Sommertag für sich,  
So zart und duftig, sonnig, märchenhell —  
Kußhändchen werfend und von Zeit zu Zeit  
Urpföflich wieder einen Kuß verlangend.  
Dann, wie besprochen, machten wir uns auf  
Den ganzen Tag im Freien zu verbringen.  
Mein Glück ging neben mir, schritt tapfer aus,  
Vom Wegrand Blumen pflückend; und wir scherzten  
Und waren närrisch heiter, wie zwei Kinder.  
Im Dorf dann ein vergnügter Vormittag,  
Ein Stündchen auf dem kleinen See, im Dunkel  
Der Erlenbüsche, die ins Wasser tauchen,  
Und dann im Wirtshausgarten, auf dem blauer  
Großblumigen Tischluch Hochzeitschmaus; die  
Wirtin,

Die drallen Arme unterm Gufen kreuzend,  
Mit ihrem hübschen Defegergesicht  
Lacht uns verliebten Leuten freundlich zu.  
Dann tief im Walde auf dem Rasenteppich  
Streckt' ich mich aus, mein Liebste neben mir,  
Mit Blumen mich beskreuzend. Ich entschlief  
Im Schatten ihres breiten Sommerhuts,  
Ihr weiches Händchen warm in meiner Hand.  
Sie weckte mich, verschämt und wie ertrappt,  
Alle durch die Gäume Ständer sichtbar wurden:  
Kreisende Flucht zum nahen Försterhaus.  
Hier ein Dikuros mit einem Gaubensburden,  
Der auf dem gelben Felde Ähren band  
Und uns für Lieb'leut' hielt.



Kaffee im Wirtshaus.

Mein Liebchen reicht mir zwischen jedem Schluck  
 Das rote Mündchen, das ich küssen darf. —  
 Und da wir auf die Straße traten, fahr  
 Ein Rossenknecht, der die Ständer wohl  
 Herausgeführt, uns zur Mißfahrt ein.  
 „Wir geben zu Fuß.“ Doch plötzlich steht mich leis  
 Mein Weibchen in die Seite: „Sich' ihn an!“  
 Und — seltsam, aber wahr — es ist der Kusscher,  
 Der uns vor einem Jahr am Hochzeitstag  
 zur Kirche führte. Er erkennt uns auch!  
 Nun Händedrücker, fragen, frohe Scherze.  
 Mein Weibchen purpurrot, da er sie fragt,  
 Ob er nicht bald zur Taufe fahren dürfe.  
 Dann sitzen wir im Wagen, eng umschlungen.  
 Mein Schätzchen feierlich, wie Frauen sind,  
 Und glücklich — erst geworden durch den Zufall,  
 Der uns den Kusscher in den Weg geführt,  
 Mit dem einst unser tiefes Glück begann.  
 Den Zufall für was Gottgesandtes preisend.  
 Wir schauen träumend auf den breiten Rücken  
 Des Kusscherfreundes, der sich manchmal umkehrt,  
 Uns zuzulächeln, und sich mit uns freut.  
 Und auf dem breiten Rücken dieses Kusschers,  
 Der majestätisch auf dem Hocke thronet,  
 ziehn uns die Tage des vergangenen Jahres  
 Wie Wandelbilder träumerisch vorüber:  
 Die Fahrt zur Kirche, unser Hochzeitsreise,  
 Der blaue Himmel Roms, das weite Meer,  
 Die ersten Tage in dem eignen Nefte,  
 Die freudige Arbeit, wenn mein süßes Liebchen,  
 Mich küßend, über meine Achseln schaut . . .  
 Wir sind ganz still geworden, reines Glück  
 füllt unsre dankgerührten Kinderherzen,  
 Und plötzlich neigt sich weinend, außer sich  
 Mein Weib auf meine Hand, um sie zu küssen.  
 Wir sind zu Hause. Und im nächsten Jahr  
 Will ich am Hochzeitstag denselben Kusscher  
 In unser liebes, weißes Dorf bestellen —  
 Wenn ich ihn früher nicht zur Taufe brauch'!



# Der Zeigebadete

(Schilzung von J. B. Engel)



Baron Goldstein: „Gott der Gerechte, schon wieder ein Mädel! Soll ich denn bleiben der erste und letzte meines Stammes?“

## Als ich noch ein Knabe war ...

Von Hubert Amper

Man war noch all' den Schwestern und Schwestern ein hübscher Frühlingstag, ein Tag so ganz hell Sonne. Frühling war auch in mir selbst; noch hatte kein heißes Trüben mein Herz verblüht, noch war kein Stein erloschen auf meine Seele gefallen. Mit meinem fünf Jahren und bei immer längeren Tagen liebte ich so allein in allen Gassen meines kleinen Städt herum. Das Haus und der Garten, das war meine Welt. Aber das Haus war nur ein sehr kleiner Teil davon, eine Welt, die ich noch nicht ganz angefaßt, die hinter alle so niedrig, so geliebte, und ich war noch so klein, so sehr klein. Mehr gehörte mir der Garten, hier schaute die Blümen ja mit an, ich durfte sie pflegen, die Säulen frohen vor mir her, sie wollten meinen Schatz, was der besten, niedrigen Schilbäume konnte ich machen, die Bügel waren mit Silber besetzt, ich schenkte mit allen ein Gefäß in dem kleinen Stad, das mit seinen hohen Wänden ringsum so still so lag wie aufgeschritten auf dem Boden, wie ein Kieselstein. Aber, an einem Saute etwas fernab in den Gärten hinter. Das kleine Zehndere in der Wauer war offen, und durch den schmalen Spalt brach der Schimmer einer anderen Welt.

Ich lag mit großer Vorliebe hinaus. Eine stille, schmale Straße lag da, an einer Seite die Wauer, an der anderen Seite die Gärten, alte Gärten. Die ganze Welt war noch Sonnenschein. Hinter vor einem der Häuschen, das mit seiner weißen Wauer, mit den kleinen grünen Gärten so bebaut, wie aus einem kleinen Mittelalterlicher grünte, fand eine Ecke von Stübchen, Wänden mit ganz langen Wänden, Jungen ohne Tadel in farzen Schmücken. Jetzt gingen die Kinder an, in das Haus hineingehen, langsam und schüchtern, und ein kleiner Junge kam auf mich zu. „Willst du auch das tote Stübchen sehen?“ fragte er.

Ein totes Stübchen? Ich ging, dachte ich bei mir. Der kleine Junge nahm mich bei der Hand, und wir gingen beide in das Haus.

Wie klein hier alles war, wie niedrig die Stühle; ich kleiner Herr hätte mich unwillkürlich, wie fähig der Quasagen. An der Ecke lag das Zimmer, die Türe war offen, wie ich hinein sehen und schaute er in das Zimmer, kann gingen wir hinein. Hier lag das Stübchen auf weissen Stühlen, selbst so hell, so hell, an dem Seiten waren weisse Spiegel, und über das ganze Stübchen lag eine weisse Decke, darauf lagen die Stühle wie aus Wachs, sie waren sauber, als ob das Stübchen beim Stadgeber eingekamert. Das kleine Gefäßchen umarmten schwarz, tiefbraune Stühle.

Es war so still im Zimmer: die kleinen Jungen und Mädchen hielten Atem an das tote Stübchen. Wie der Seite den Professor gegenüber, war noch eine Türe, und hier kam ein Mädchen herein, ein großes Mädchen in einem roten, langen und weissen Kleide. Sie kam an das Haus, Stübchen, mochte ihr mein armes Stübchen sehen?

Die Kinder lachten nicht.

„Willst du denn die Wauer?“ fragte ich.

„Ich sah mich das Wauer erkennen an, hätte das tote Stübchen bei der Seite und sagte nicht. „So, keine Wauer.“

„Wie lang die Wauer ist, und wie schön, eine so schöne Wauer habe ich noch nicht gesehen, dachte ich bei mir.

Die Wauer ist ein, das man bei Zeiten Blumen bringt.

Ich schickte mich hinaus, lief in meinen Garten. Hier hatte meine Schwester ein Beet voll weißer Margeliden, ich nahm behütet alle, die angefaßt waren, lief wieder hinüber, und brachte die Blumen der jungen Wauer.

„Du bist ein lieber Junge,“ sagte sie, „wo hast du die her?“

„Die sind aus unserem Garten, für das tote Stübchen.“

„Du bist ein lieber Junge,“ sagte sie, „wo hast du die her?“

„Die sind aus unserem Garten, für das tote Stübchen.“

Wie Stübchen haben daner und sprachen sein Wänden, wir mochten es nicht, und so bewegen, bis durch dieses Türe eine alte Frau mit gelbem Gesicht in das Zimmer kam.

„Das die Stübchen raus, Emma,“ sagte sie. „Wie gingen.“

„Ich lief über die Wauer, durch das Zehndere, durch den Garten in das Haus. Als ich ins das Wohnzimmer kam, sagte ich mich still auf einem Stuhl und dachte an das weisse, kleine Gefäßchen mit den schwarzen Stühlen, und an die schöne, rote Wauer.“

Wenig Wauer trat ein.

„Wo warst du?“ Du warst nicht im Garten.“

„Das tote das tote Stübchen gesehen.“

„Ein totes Stübchen? Wie? — wo?“

„Hinter dem Garten, in der Wauer, Wauer.“

„Wo? wo warst du denn? Jungs, wo warst du?“ und meine:

Wann ich mich ganz erlescht und sehr streng an.

„Ich war in dem kleinen Garten,“ sagte ich zurück, „wo das tote und das weisse Junge hat mich mitgenommen ja dem toten Stübchen, dem armen, lieben Mädchen, es kam mir so lieb.“

„Aber das Stübchen es ein ein Glück, das es gelovener,“ sagte meine Mutter, „und du Junge wach mir nicht mehr in die Wauer, höst du, ja, zur Strafe darfst du morgen nicht in den Garten.“

Ich schämte, ich hatte gar Zeit und keine Zeit an dem Garten, ich dachte nur an das tote Mädchen.

Endlich mochte ich, wieder aufzukommen.

„Nana,“ sagte ich, „warum war es ein Glück für das Stübchen, zu werden? warum sollte es denn tot sein?“

„Schweig jetzt!“ — sagte meine Mutter streng, „mache nur nicht, das es der Papa hört.“

„Nun laute ich nicht mehr. Ich schickte den übrigen Tag still umher, nicht ohne mich zu freuen. Ich dachte immer nach, und konnte nicht begreifen, warum ein so kleines Stübchen, das eine so schöne und liebe Wauer hat, sterben sollte und nicht eben wie ich und die andern immer zu spielen, das hier in der Welt doch nicht alles recht wäre, das es ein großes Glück gäbe, gegen ein so kleines Stübchen.“

Mein Großvater und mein Onkel sahen ich immer noch das kleine Zimmer, die weissen Stühle, die weisse Decke mit der kleinen, wie aus Wachs, das arme Mädchen, das sterben mußte, und ich weinte mich voran.

Mein Mutter lief es bringe mit dem Verbot, den ganzen folgenden Tag über durfte ich nicht in den Garten. Als aber gegen Abend meine ältere Schwester, die schon eine Dame war, in ihrem kleinen Frühjahrskleide in das Wohnzimmer kam, und nach ihren Gemüthsfragen ludte, machte ich mich daran. „Wie mich jetzt in den Garten gehen, Margeliden haben wollen, für ein ihrem Kaskagen vorzugeben, dachte ich mit unruhigem Gemüthe. Der Garten war mit verboden, die Strafe nicht, so schickte ich mich auf die Strafe, bis hand ich nun auf dem Trottoir vor meinem Hause, allein, zum ersten Male allein auf der Straße. Endlich lief ich auf das Trottoir entlang bis an die Ecke.“

Da hand sie plötzlich vor mir, die schöne Wauer von dem toten Stübchen. Sie trat auf ihrer Seite ein paar Margeliden, die ich gehen ließ.

„Nicht das tote Stübchen noch in dem kleinen Zimmer?“ fragte ich.

„Nein, mein Junge,“ sagte sie, „und ich dachte die Strafe blüme, die haben es heute begab.“

„Warum mußte das Stübchen sterben?“ fragte ich, „meine Wauer sagt, es ward ein Glück, das es gelovener; warum nicht es sterben, und was das so schön.“

„Da meinte ich dich, mein Junge,“ sagte sie, „du bist ein lieber Junge, mehrschuldig, weil es immer lieb haben wollte.“

„Ich hätte es aber lieb gehabt,“ sagte ich.

„Du bist ja ein lieber Herr,“ sagte sie und lachte herzlich. „Kannst nicht mit mir, weil der Professor und ging mit mir hinüber in die Bousierstube. Hierherauf sie mit eine große alte Dame herein.“

Der Professor in den Wauer in haben ich mich ganz erkund an, ich glaubte es, wie gegen den großen Stuhl.“

„Nun geh nach Haus. Wo wohnt du denn, du lieber Herr?“

„Ich bin in der Wauer und dachte in über das Stübchen.“

„Was der Türe habe ich meiner Wauer nicht gesagt, und doch hätte ich, das ich lag, um einen Wauer meine Wauer bringe.“

# Man muß die Suppe essen, die man sich eingebracht

Ich wollte die Hand dir fassen, Du wollst du weg die Hand. Daß ich hab' stehen müssen, Wie ich da vor dir stand. Du, das vergess ich dir nie!

Du thatst's so gut und lieb, Kind, Ich bist dich hab' begiebt, Jetzt schick ich wie ein Dieb, Kind, Dem man den Eingang wehrt. Du, das vergess ich dir nie!

Und trogst du hinter Brücken Und hinter hohem Wall, Dein Schloß will ich berücken, Dein Schloß bring ich so fall. Du, das vergess du nie!

Und hast du dich vermess'n, Zum Spaß mich angeleckt, Man muß die Suppe essen, Die man sich eingebracht. Dies Wort, vergess es nie!

Günther Falck

## Aufruf

Zu dem in No. 13 des „Simplicissimus“ veröffentlichten Aufruf, betreffend die Lillencron-Stiftung, werden wir gebeten, die folgende Ergänzungsangabe zu bringen:

Für München hat sich ein Zweigkomitee gebildet unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Georg Hirth. Zur Einigungnahme von Beiträgen, die aus München einfließen, ist die Redaktion der „Jugend“ bereit. Etwalige Anfragen bitten man zu richten an den Schriftführer des Zweigkomitees, Herrn Wilhelm von Scholz (Arztstr. 54 I).

(ges.)  
Dr. G. Hirth, Richard Strauss, Wilhelm von Scholz.

## Meningitis

(Schilzung von A. Starck)



Der Hansarzt: „Och, die schnell nach Hause, Huber. Ihre Frau liegt im Bett mit Meningitis, Huber.“



# Bilder aus dem Familienleben

Nr. 11

## Ein Opfer der Kunst

(Zeichnung von Ch. E. Heine)



„Den ganzen Tag Musikstunde, da muß Ihre Tochter ja krank werden.“ — „Gewiß, Herr Doktor. Aber denken Sie nur, das arme Kind hat ein Talent.“